

GISELA ZIFONUN

## Zum Sprachverständnis der Grammatikographie: System, Norm und Korpusbezug

### Abstract

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit zwei zentralen Fragen, denen sich die wissenschaftliche Grammatikographie zu stellen hat: der Frage nach ihrem Verständnis von ‚Sprache‘ und der Frage nach dem Verhältnis von Standard bzw. grammatischem System und grammatischer Norm. Im ersten Teil werden jeweils zwei verschiedene Ausprägungen von zwei Grundpositionen vorgestellt: „Es gibt eine Sprache hinter dem Sprechen“ mit dem generativen Konzept der Kompetenz und dem strukturalistischen der *langue* und „Es gibt keine Sprache hinter dem Sprechen“ mit der konstruktivistischen Idee der ‚Emergenz‘ von Sprache aus dem Sprechen und dem Rückzug auf die Auswertung von Korpora. Es wird nicht nur aus pragmatischen Gründen dafür plädiert, dass die Grammatikschreibung sich an die Konzeption von Einzelsprachen als gesellschaftlich gültige Regelsysteme hält. Im zweiten Teil wird untersucht, auf welche Weise sich Grammatiken dem „Systemgerechten“ nähern können. Am Beispiel des „Markiertheitsabbaus“ in der schwachen Flexion maskuliner Substantive wird eine moderat strukturalistische Hypothesenbildung, bei der das deutsche Flexionssystem als labile Ordnung erscheint, vorgeführt. Der Umgang von Grammatiken mit dem Verhältnis von Standardsprache, System und Norm wird an weiteren morphologischen und syntaktischen Phänomenen nachgezeichnet. Die stärkere Sensibilisierung der Grammatikschreibung für Normabstufungen, die Offenheit und Flexibilität des Systems wird herausgestellt.

### 1. Einleitung

Grammatikschreibung setzt eine Klärung nicht nur des Konzepts von Grammatik voraus, auf das der Autor oder die Autoren sich verpflichten, sondern vorgängig dazu eine Reflexion darüber, wie denn *Sprache* in *Grammatik der deutschen Sprache* oder *Grammatik der englischen Sprache* usw. zu verstehen ist. Dies gilt für einzelsprachliche Grammatiken mit unterschiedlichen Zweckbestimmungen und Adressierungen, etwa für den akademischen Unterricht, für die Sprachvermittlung und -beratung, den Informationsbedarf bei Sprachfragen im Beruf oder auch als Grundlage für sprachtechnologische Anwendungen, vor allem aber, wenn es um wissenschaftliche Grammatikographie geht. Dieser Hintergrund wissenschaftlicher Grammatikschreibung wird im Folgenden vorausgesetzt; er entspricht den Erfahrungen, die die Autorin bei der Arbeit an der IDS-Grammatik gemacht hat, und er kennzeichnet auch die Arbeit an den derzeit laufenden und geplanten Projekten der Abteilung

Grammatik des IDS, etwa dem Projekt „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ und dem Projekt „Grammatische Variation im standard-nahen Deutsch“.<sup>1</sup>

Der Versuch meiner, selbstverständlich subjektiv gefärbten, Standortbestimmung der gegenwärtigen Grammatikographie ist in die folgenden beiden Themenkomplexe gegliedert:

(A) Verständnis von Sprache und Grammatik im Kontext der Grammatikographie

(B) Verständnis von Standard/System und Norm im theoretischen und praktischen Kontext der Grammatikographie

Ich recurriere dabei unter anderem auf die sprachreflexiven und „metagrammatischen“ Aussagen der Autoren von Grammatiken, primär denen der Zeitgenossen; aber auch die großen Grammatiken des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts werden herangezogen. Ich erlaube mir auch einen vergleichenden Blick auf die aus meiner Sicht besonders beachtenswerten wissenschaftlichen Grammatiken des Englischen. Vor allem in Bezug auf den Themenkomplex (B) gerät auch das Verhältnis von grammatischen Absichtserklärungen und deren Einlösung in der Beschreibungspraxis in den Blick. Eine wichtige Frage wird sein, ob die Verfügbarkeit großer Korpora unsere Sicht auf Sprache und Grammatik grundsätzlich verändern kann oder muss.

## 2. Verständnis von Sprache

Natürliche Sprachen gehören zu den wohl komplexesten Erscheinungen, die wir kennen. Sie bedürfen der Verankerung im menschlichen Geist – die Geistestätigkeit beschränkt somit zweifellos ihre Strukturen. Insofern sind sie partiell ein Phänomen kognitiver Kompetenz. Sie werden gemeinschaftlich erzeugt als Instrumente, Institutionen und Produkte des kommunikativen Austauschs in einer Gesellschaft derer, die die gleiche Sprache sprechen. Insofern sind sie ein extrakognitives soziales Phänomen. Sie sind uns zugänglich über beobachtbare Sprechereignisse (bzw. deren schriftliche Repräsentation). Insofern sind sie raum-zeitlich existent und können Gegenstand empirischer Wissenschaft sein, und insofern können auch tote Sprachen weiter untersucht und sogar erlernt werden. Sie können aber nach der Meinung vieler nicht mit der Menge der Sprechereignisse gleichgesetzt werden: Auch das umfassendste Korpus einer natürlichen Sprache ist „wesensverschieden“ von der Sprache selbst. Die *langue* ist nach deren Meinung ein abstrakter Gegenstand. Und

<sup>1</sup> Zu den Projekten der Abteilung Grammatik vgl. die Internetseite <http://www.ids-mannheim.de/gra/>. Den Kollegen des Projekts „Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich“ danke ich für die zahlreichen Hinweise zu einer früheren Fassung dieses Beitrags.

auch als abstrakter Gegenstand ist das „Diasystem“ einer Einzelsprache (wie das Deutsche) nicht einheitlich und geschlossen, sondern gegliedert in zahlreiche Varietäten.

Wie schaffen es Grammatiker und Grammatiken dieser Komplexität gerecht zu werden? In aller Regel durch Komplexitätsreduktion, durch Pragmatismus. In der Tat plädiere ich für einen theoretisch abgesicherten Pragmatismus des Grammatikers.

Die zentrale Frage für den Grammatiker ist: Welche Konzeption seines Gegenstandes ermöglicht es ihm, die Tradition des Schreibens einer Grammatik des Deutschen, des Englischen oder Polnischen fortzusetzen und zu erneuern, ohne mit ihr zu brechen?

Die Konzeptionsalternativen werden vorgestellt und im Hinblick auf den Zweck Grammatikschreibung bewertet. Dabei unterscheide ich jeweils zwei Vertreter für die Position „Es gibt eine Sprache hinter dem Sprechen“, wie ich im Anschluss an eine von Sybille Krämer und Ekkehard König 2002 herausgegebene Publikation formulieren möchte, und die Gegenposition „Es gibt keine Sprache hinter dem Sprechen“ im Sinne einer ontologischen Unterscheidung. Die Unterscheidung ist in letzterem Fall dann rein methodisch, ein Artefakt, das möglicherweise nützlich für die Beschreibung sein kann (vgl. Haspelmath 2002, S. 284).

Die Position „Es gibt eine Sprache hinter dem Sprechen“ hat die Varianten: a) Sprache als mentales Modul (Chomskys Kompetenz), b) Sprache als soziale Institution (Saussures *langue*).

- a) „Es gibt eine Sprache hinter dem Sprechen“:  
Sprache als mentales Modul des Individuums

Die Betrachtung von Sprache und Grammatik als in erster Linie kognitives Phänomen spielt paradigmatisch und schulenübergreifend eine große Rolle. Ich beziehe mich hier jetzt auf die im Grammatikbereich dominante an die generative Schule anschließende Ausprägung dieser Herangehensweise, bei der die Sprachfähigkeit als separates Modul oder gar „mentales Organ“ des Geistes verstanden wird, vgl. dazu auch Keller (in diesem Band). Nach wie vor ist diese Position unter dem Stichwort einer „psychological real grammar“ auch unter Korpusgrammatikern, denen in diesem Beitrag besonderes Augenmerk gelten soll, stark vertreten, vgl. z. B. Hoffmann (2007, S. 96). Bei diesem Ansatz dient die sozial-kommunikative Realität nur als Input, als Anstoß für Parametersetzungen in einem angelegten mentalen System. Sprecher verfügen aus meiner Sicht zweifellos über grammatisches Know-how, das – in nicht direkt beobachtbarer Weise – ihre eigene Äußerungs-Produktion steuert. Aber – so ist einzuwenden – ich verstehe und interpretiere auch Sätze als Deutsch, die nicht vollständig „meiner Grammatik“ entsprechen, und ich kann sogar meine Grammatik nach Maßgabe des kommunikativen Austauschs modulieren und adaptieren. So kann ich z. B. zwischen der Gram-

matik „für den gehobenen Bedarf“ wählen, die eine inkohärente Infinitivkonstruktion in der Relativposition erlaubt:

*das Problem, das zu berücksichtigen er nicht vergaß*

und einer Grammatik, die dies verbietet, für sonstige Anlässe:

*das Problem, das er nicht vergaß zu berücksichtigen/das er nicht zu berücksichtigen vergaß.*

So gesehen, erscheint die Aussage „There is no doubt that language is a mental phenomenon, so the **source** of any variability must be the speakers' mental grammar“ (vgl. Hoffmann a.a.O. S. 88) vor allem was die „Quelle“ angeht, fragwürdig.

Die Position ‚Sprachen und ihre Grammatiken sind primär mentale Größen‘ ist eine schlechte Voraussetzung für das Grammatikschreiben im tradierten Sinne, denn die Interessen sind gegenläufig: Das empirisch Beschreibbare und das überindividuell Gültige stehen nicht im Fokus des Interesses dieses Ansatzes. Andererseits sind mentale Grammatiken erst einmal gesellschaftlich irrelevant, bedeuten also einen Umweg beim Grammatikschreiben, der sich möglicherweise nicht auszahlt, denn die Annahme der Identität oder weitgehenden Überlappung mentaler Grammatiken ist bestenfalls eine wohlmeinende Hypothese. In U. Engels einleitenden Abschnitten zu seiner Grammatik ist dies explizit angesprochen:

„Bei alledem soll nicht behauptet werden, die hier beschriebene Grammatik sei völlig identisch mit dem Regelwerk, das im Gehirn des Deutschsprechers funktioniert. Wir wissen nicht sehr viel darüber, was beim Sprechen in unseren Köpfen abläuft. Was wir letzten Endes haben, sind Texte, gesprochene und geschriebene.“ (Engel 2004, S. 10)

Bekanntlich haben denn auch die (zweifelloso bedeutenden) Meriten des generativen Ansatzes kaum jemals Niederschlag gefunden in umfassenden, auf deskriptive Vollständigkeit ausgerichteten Grammatiken bestimmter natürlicher Einzelsprachen. Eine Ausnahme aus der Frühphase des generativen Ansatzes, in der die Missachtung der E-language, der externen, sozial gültigen Einzelsprachen noch nicht so pointiert formuliert war, sind bekanntlich die „Grundzüge“, die diese theoretische Ausrichtung zu versöhnen suchen mit marxistisch-materialistischem Gedankengut und auf diese Weise zu inhaltlich relativ vagen Aussagen über das Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem, Sprachsystem und Äußerungsstruktur gelangen wie:

„Das System erscheint in diesen Äußerungen als ein Allgemeines. Wer eine Sprache erlernt, muß sich dieses Allgemeine in subjektiver Form in Gestalt sprachlicher Fähigkeiten aneignen. Damit ist er in der Lage, Äußerungen dieser Sprache zu verstehen und selbst hervorzubringen. Das Sprachsystem gehört zu den gesellschaftlichen Normen. Zu den entsprechenden sprachlichen Fähigkeiten der Einzelnen verhält es sich wie das Soziale zum Individuellen.“ (Grundzüge 1981, S. 24 f.)



- b) „Es gibt eine Sprache hinter dem Sprechen“:  
Sprache als System sozial gültiger Regeln

Nach dieser Konzeption werden in natürlichen Sprachen Systeme von interpretierbaren, evolutionär adaptierbaren sozialen Regeln ausgebildet, die wir im kommunikativen Austausch erlernen im Sinne eines *knowing how*. Diese Regeln lassen Variation in der Synchronie und im Sprachwandel zu, beschränken die Variation aber gleichzeitig. Inwieweit diese Systeme wiederum beschränkt sind durch die Struktur des Geistes, ist offen. Wir wissen nicht, welche Regeln durch die Evolution der Kommunikation bedingt sind, welche durch unseren Geistesapparat. Es ist aber nicht Sache einzelsprachlicher Grammatiken, genau diesen Fragen nachzugehen. Grammatische Regeln bilden eine ausgezeichnete Teilmenge dieses Regelsystems; sie charakterisieren die Menge der wohlgeformten Sätze oder Äußerungstypen nach ihrem strukturellen oder konstruktionellen Aufbau und sichern durch die (weitgehende) Isomorphie von strukturellem und semantischem Aufbau letztlich die intersubjektive Interpretierbarkeit von Äußerungen; sie trennen aber auch die grammatischen von den ungrammatischen Äußerungen. Äußerungen können empirisch untersucht werden, ihre Interpretierbarkeit und Grammatikalität kann bewertet und getestet werden. Aus der Analyse grammatischer Äußerungen leiten Grammatiker Hypothesen über die Art und Form grammatischer Regeln ab, die sie in Regelbeschreibungen (i. e. Grammatiken) niederlegen. Diese Position ist die von mir favorisierte. Ich werde sie an dieser Stelle nicht weiter kommentieren, komme aber darauf zurück. Zu erwähnen ist noch, dass die Auffassung, nach der Sprache ein System von Strukturen ist, auch ganz abgelöst betrachtet werden kann von der Frage des „Sitzes“ (im Geist? im Leib der Gesellschaft?), im Sinne eines Strukturalismus pur.

Auch die Position „Es gibt in einem relevanten Sinn keine Sprache hinter dem Sprechen“ hat zwei Varianten. Zum einen kann dies explizit als theoretische Position vertreten werden: c) Sprache als Epiphänomen, als emergentes Nebenprodukt des Sprechens. Zum anderen kommt die Position einem Theorieverzicht gleich: d) Rückzug auf die Untersuchung von Sprachverhalten in Form von Korpora.

- c) „Es gibt keine Sprache hinter dem Sprechen“:  
Sprache als Nebenprodukt des Sprechens, als Vorrat  
an emergenten Konstruktionsmustern bzw. Schemata

Diese Position ist assoziiert mit dem Paradigma der Konstruktionsgrammatik. Konstruktionsgrammatik ist ein Sammelbegriff für verschiedene nur vergleichsweise lose verknüpfte Ansätze, meist zurückgeführt auf die so genannte Berkeley-Schule, vertreten von Charles Fillmore und Paul Kay. Weitere prominente Vertreter sind u. a. Adele Goldberg und William Croft mit seiner „Radical Construction Grammar“. Nach diesen Ansätzen sind nicht Regeln oder Regularitäten die grundlegenden grammatischen Beschreibungssein-

heiten, sondern Konstruktionen unterschiedlicher Allgemeinheits- oder Abstraktionsstufen: von den konkreten „idiomartigen“ Konstruktionen, bei denen im Extremfall sogar Non-Wörter gebraucht werden wie engl. *kith and kin*, dt. *Kind und Kegel*, über Idiome mit idiosynkratischer Syntax wie engl. *all of a sudden*, dt. *was Wunder, dass/wenn*<sup>2</sup> oder engl. *let alone*, dt. *geschweige denn*<sup>3</sup> bis zu ganz regulären Konstruktionen bzw. Konstruktionstypen wie etwa die S-P-construction (Subjekt-Prädikat-Konstruktion) (Kay 2002, S. 16) oder die ditransitive Konstruktion (Goldberg 1995, S. 141 ff.) mit Subjekt und zwei Objekten und einer Cause-Receive-Bedeutung (instanziiert z.B. durch *Sally baked her sister a cake*), die wiederum entweder abstrakt bzw. schematisch sein kann (mit Variablen für lexikalische und morphologische Einheiten) oder aber konkret (unter ausschließlicher Verwendung von lexikalischem bzw. morphologischem Material). Kay (2002, S. 1) beschreibt eine der Motivationen hinter dem Ansatz so:

“The major empirical motivation for Construction Grammar (CG) is the need to develop a system of grammatical description in which the marked constructions (more or less ‘idiomlike’ forms of expressions) are represented in the same formal system as the regular, ‘core’ patterns or rules (...).”

Dabei gehört – um die Sache ein wenig zu komplizieren – Kay wohl zu den Forschern, die Konstruktionen als kognitive Schemata „hinter“ oder meinetwegen auch „vor“ dem Sprechen betrachten. Andere – und um die geht es mir hier – wie der Spracherwerbsforscher Tomasello, Joan Bybee oder William Croft, vertreten ein „usage based model“, bei dem Sprachstruktur aus dem Sprachgebrauch emergiert und wo daher eine Trennung zwischen den beiden Aspekten im Sinne eines Vorher-Nachher, einer Kausalbeziehung oder eines anderen unabhängigen Ordnungsprinzips ausgeschlossen erscheint. Sie deuten das Verhältnis zwischen konkreten und zunehmend abstrakten Konstruktionen explizit auch als Modellierung des Spracherwerbsprozesses, bei dem der Grammatikerwerb primär als Musterbildung über konkreten Äußerungen und den in ihnen enthaltenen wiederkehrenden mit spezifischen Funktionen verbundenen zeichenhaften Konstruktionen interpretiert wird. Noch weiter verallgemeinernd und ein wenig populistisch spricht Martin Haspelmath (2002, S. 262) dann von Konstruktivisten und meint mit ihnen diejenigen Sprachforscher, die die nativistische Position im Spracherwerb ablehnen und „meinen, dass das Kind sich beim Spracherwerb die Grammatik selbst aus dem Input konstruiert“. Haspelmath wendet diesen Gedanken dann weg vom Spracherwerb zur Entstehung, „Konstruktion“ von Grammatik als überindividuellem Mustervorrat, er macht also von der häufig strapazierten Analogie zwischen Ontogenese (Grammatik im Kopf) und Phylogenese (Grammatik einer Sprache) Gebrauch. Auch in diesem Sinne entstehe Grammatik

<sup>2</sup> Für diese Verbindung gibt es in den Mannheimer Korpora der geschriebenen Sprache über 1300 Belege.

<sup>3</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Breindl in diesem Band.

aus der Kommunikation. Hier ist in erster Linie an die so genannte Grammatikalisierung zu denken, bei der grammatische Funktionswörter oder -morpheme aus lexikalischem Material entstehen, etwa die frz. Präposition *de* als Genitiv- bzw. Possessormarker oder auch als reiner Abhängigkeitsmarker, der aus der lateinischen lokal-separativen Präposition *de* ‚von ... her‘ grammatikalisiert wurde, oder der indefinite Artikel *ein*, der wie in vielen anderen Sprachen aus dem Zahlwort *eins* grammatikalisiert wurde. Auch Konstruktionen als komplexe syntagmatische Einheiten können, so heißt es, hervorgehen aus loseren diskursiven Verbindungen. Grammatik entstehe so als „Nebenprodukt des Sprechens“ in der sozialen Interaktion, unter zu spezifizierenden Bedingungen, die häufig nach dem Modell von Warenzirkulation und Wettbewerb modelliert werden. So erklärt Haspelmath Grammatikalisierung als einen „sprachlichen Inflationsprozess“ (S. 272).

Viel spricht im konkreten Einzelfall für die Herausbildung von grammatischem aus lexikalischem Material, von grammatischer aus diskursiver Struktur. Allerdings ist die Idee der Konstruktion, auch wenn es um abstrakte Konstruktionsschemata geht, aus meiner Sicht zu schwach, um grammatische Systeme zu erklären. Ihre Stärke besteht in der Erklärung lokaler Organisation. Sprachen folgen aber auch übergreifenden Organisationsprinzipien, zum einen solchen universaler Natur, zum anderen solchen, die für bestimmte Sprachtypen gelten. So sind bestimmte Sprach(typ)en nach dem übergreifenden Prinzip der Kopf-Markierung geordnet, andere dagegen nach dem der Dependens-Markierung, oder sie zeigen überwiegend rechts-verzweigende Strukturen gegenüber links-verzweigenden. Übergreifende Organisationsprinzipien betreffen häufig benachbarte Konstruktionen, etwa Diathese-Konstruktionen wie etwa das Passiv transitiver und intransitiver Verben, verschiedene Medialkonstruktionen, Resultativkonstruktionen usw. Es konnte gezeigt werden, dass diese sprachübergreifend nach Maßgabe von Hierarchien korreliert sind. Ich habe in Zifonun (2003, S. 27) auf folgenden Ausschnitt aus diesem Hierarchiengeflecht hingewiesen:

„Wenn eine Sprache ein fazilitatives Medium intransitiver Verben hat, dann hat sie sowohl ein fazilitatives Medium transitiver Verben als auch ein Passiv intransitiver Verben.“

Das Deutsche bestätigt diese Hierarchie mit dem Vorhandensein folgender Konstruktionstypen:

fazilitatives Medium intransitiver Verben: *Hier lebt es sich gut.*

fazilitatives Medium transitiver Verben: *Die Bücher verkaufen sich leicht.*

Passiv intransitiver Verben: *Hier wird gut gelebt.*

Neben dem Deutschen erfüllen von den untersuchten europäischen Vergleichssprachen nur das Niederländische und – mit gewissen Einschränkungen – das Polnische<sup>4</sup> die in der Hierarchie niedergelegte Korrelation, während

<sup>4</sup> Im Polnischen ist wie in anderen slawischen Sprachen das Passiv insgesamt weniger

etwa das Dänische und Englische zwar ein fazilitatives Medium transitiver Verben haben, aber kein Passiv intransitiver Verben – somit der Hierarchie entsprechend auch kein fazilitatives Medium intransitiver Verben.

Dabei möchte ich gar nicht ausschließen, dass Zusammenhänge zwischen Konstruktionen technisch im Format der Konstruktionsgrammatiken modellierbar sind. Worum es mir hier geht, ist, dass es schwer vorstellbar ist, dass als Nebenprodukte des Sprechens solche stabilen Abhängigkeiten entstehen, die von den Sprechern ja kaum übersehen werden können. Ist es denkbar, dass nach Art der „swarm intelligence“ nicht-intentionale simple, aber massenhafte Einzelaktionen hochkomplexe Systeme erschaffen? Oder auch: Wie schafft es die unsichtbare Hand des Sprachwandels, hier so (anscheinend oder scheinbar) Konsistentes zu erzeugen. Hängt diese Hand nicht doch frei nach Saussures Diktum „La langue est un système dans lequel tout se tient“ an den unsichtbaren Marionettenfäden einer *langue*, die zwar vieles, aber nicht alles offen und zulässt. Noch allgemeiner, es scheint bestimmte „Gesetze“ zu geben, die besagen, was in Sprachen möglich ist und was nicht.

Joachim Jacobs, der ein Forschungsprojekt zum Thema „Die Rolle von Konstruktionen in der Grammatik“ an der Universität Wuppertal durchführt, weist darauf hin, dass Konstruktionen in einem Grammatikmodell durchaus ihre Meriten haben können, dass sie aber „logisch zu schwach [sind], um das Mögliche vom Unmöglichen in natürlichen Sprachen zu trennen“ (Jacobs 2008, S. 39). Man müsse daher neben Konstruktionen auch Gesetze annehmen, was darin begründet sei, dass Konstruktionen „nur für die Zeichenklasse Voraussagen machen, die sie jeweils selbst festgelegt“ (Jacobs a.a.O., S. 38). Gesetze hielten dagegen fest, was in Sprachen (un)möglich ist. Als Beispiel nennt er u.a. das sprachspezifische Schwa-Gesetz für das Deutsche „Silben mit Nukleus [ə] sind unbetont“ und das That-trace-Gesetz. „Das Subjekt eines durch einen Komplementierer eingeleiteten eingebetteten Satzes kann nicht über den Komplementierer hinweg bewegt werden.

Z.B. *Who<sub>i</sub> does Sue think that Mary invited t<sub>i</sub>* vs. *\*Who<sub>i</sub> does Sue think that t<sub>i</sub> invited Mary.*“ (Jacobs a.a.O., S. 8)

*Wen denkt Sue dass Mary eingeladen hat?* vs. *\*Wer denkt Sue dass Mary eingeladen hat.*

Im Sprechen aber, so scheint mir, ist im Prinzip alles möglich. Lokale Änderungen, etwa die Ausdehnung einer Konstruktion auf weitere Anwendungsbereiche, können, wie uns auch Sprachwandeltheoretiker sagen, ggf. „erwünschte“ oder „unerwünschte“ globale Folgen haben. In welcher Weise wirkt das Ganze fördernd oder beschränkend auf den Wandel in *statu nas-*

---

usuell als etwa im Deutschen und unterliegt auch Beschränkungen durch das Aspektsystem. Anstelle des Passivs werden u.a. Medialkonstruktionen mit Reflexivum verwendet. Medialkonstruktionen intransitiver Verben sind mit und ohne faziliativen Zusatz üblich. Ich danke Dimitrij Dobrovol'skij für die Hinweise zum Russischen in seinem Diskussionsbeitrag, die diese Problematik herausstellten.

*cendi* ein, wenn es das Ganze, das sprachliche Regelsystem, nicht gibt? Wie ist es, andererseits, wenn es das System denn gibt, präsent? Diese Fragen sind noch ungeklärt. Die (ausschließlich) konstruktionsgrammatische Sicht erlaubt somit nur schwache Strukturhypothesen. Sie gibt keine Antwort auf Fragen wie: „Was ist eine mögliche natürliche Sprache?“ Solchen Fragen aber hat auch aus meiner Sicht die einzelsprachliche Grammatik sich zu stellen, gerade wenn sie sich dem Sprachvergleich und sprachtypologischen Fragen öffnet, wie wir es tun.

Die Frage des Möglichen und Unmöglichen führt unmittelbar zu der Frage nach dem Grammatischen bzw. Ungrammatischen. Sie führt damit in das Herz der Auseinandersetzung um das Verhältnis von Korpus und Grammatik. Damit kommen wir zu Position d).

d) „Es gibt keine Sprache hinter dem Sprechen“:

Das Gesprochene ist die Sprache, Korpora sind nicht zu hintergehen und nicht zu hinterfragen

Mit der Existenz und Zugänglichkeit großer Korpora stellen sich verschiedene Fragen. Zum einen die höchst spannende, ob und auf welche Weise etwa im Sinne der vorangehenden Position Korpora quasi dazu gebracht werden können, das Geheimnis grammatischer Strukturbildung von selbst (über statistisch basierte Auswertungen auf der Basis von Kookkurrenzanalysen) preiszugeben, ohne dass vom Grammatiker handgemachte Regeln eingefüttert werden. (Dies ist im Beitrag der Kollegen Kupietz und Keibel in diesem Band thematisiert.) Zum anderen aber stellt sich die Frage: Wie halten wir es mit Korpusdaten? Kann Belegtes (abgesehen von offensichtlichen Versprechern, Performanzfehlern) überhaupt ungrammatisch sein? Ich gehe jetzt ein auf die Kontroverse um den Grammatikalitätsbegriff, die im Sonderheft 3/1 2007 der Zeitschrift „Corpus Linguistics and Linguistic Theory“ zu diesem Thema ausgetragen wurde. Geoffrey Sampson, Korpuslinguist an der University of Sussex, Autor des Annotationssystems SUZANNE und einer Baumbank für ein entsprechend annotiertes Korpus, tritt dezidiert und streitbar als radikaler Korpuslinguist und Grammatiker des Gebrauchs auf und bezeichnet das Konzept der *ill-formedness* bzw. der Ungrammatikalität als Illusion. Ungewöhnliche Konstruktionen seien keine „Fremden“, sondern „Freunde, die wir noch nicht getroffen haben“. Es gebe keinen vernünftigen Sinn für „the range of things we cannot say“. „Unvertraut“ bedeute nicht „ungrammatisch“.

“(…) instead of one boundary, between grammatical and ungrammatical sequences, there might in principle be two boundaries: (i) a boundary between the set of sequences which feel familiar to a speaker, and the set of sequences which are unfamiliar (...), and (ii) a boundary between sequences destined never to have a use, and those which will in due course be useful. But boundary (ii) between those word-sequences which are destined never to have a use, and those which have not found a use so far but will do so at some time in the future (whether we are discussing the language of a community or

that of an individual speaker), is an unknowable thing, as inaccessible to scientific enquiry as questions about what technological inventions will be made in future (if we knew precisely what invention would be made next year, we would have made it today)." (Sampson 2007, S. 11)

Das empirische Argument für das Fallenlassen der Abtrennung von Ungrammatischem ist: Es gibt in dem von ihm untersuchten Korpus zahlreiche NP-Subtypen, die nur einmal vorkommen. Diese Vorkommen aber zusammen ergeben einen relativ hohen Anteil von 8,3% ohne jeden Bruch in der Frequenz-Skala. Daraus ergibt sich für ihn folgende Frage:

"The question arises how someone constructing a grammatical description is to distinguish between well-formed but rare constructions, which the grammar should generate, and performance deviations, which it should exclude?" (Sampson 2007, S. 14)

Geoffrey Pullum, Mitautor der großen „Cambridge Grammar of the English Language“ (= Huddleston/Pullum 2002) nimmt die Herausforderung an. Er hält die Unterscheidung zwischen dem Grammatischen und dem Ungrammatischen für unverzichtbar und die Essenz jeder Grammatikschreibung. Allerdings dürfe nicht nach der unwissenschaftlichen Methode des „consulting the inner ear“ verfahren werden. Vielmehr sei Korpus-Nutzung the „most useful tool provided for the grammarian since the invention of writing“. Aber ein naives oder verabsolutierendes Umschwenken auf Korpusauswertung als einzige Methode sei unangebracht. Es gelte nach H. L. Mencken „For every complex question there is a simple answer – and it's wrong“ (S. 40). Er verweist auf die einleitenden methodologischen Bemerkungen aus Huddleston/Pullum (2002), in denen auf die unterschiedlichen Quellen hingewiesen wird, auf die bei der Erstellung der Grammatik rekuriert wurde: eigene Intuitionen als Muttersprachler, die Reaktionen anderer in Zweifelsfällen befragter Muttersprachler, Daten aus maschinenlesbaren Korpora und Daten aus Wörterbüchern und Grammatiken.

"We alternate between the different sources and cross-check them against each other, since intuitions can be misleading and texts can contain error. Issues of interpretation often arise." (Huddleston/Pullum 2002, S. 11)

An dieser Stelle sei auch an die Beobachtungen von Labov (1975) erinnert, der damals bereits auf offensichtliche Widersprüche zwischen Sprecherintuitionen und dem tatsächlichen Sprachgebrauch eben dieser Sprecher hinwies. Diese Erschütterung des naiven Glaubens an die Kraft der Sprecherintuition scheint auch heute noch nachzuwirken und einige Renegaten unter den Anhängern des generativen Paradigmas hervorgebracht zu haben, man vergleiche dazu etwa Joan Bresnans Vortrag bei der DGfS-Tagung 2008.

Pullum (2007, S. 40) bezeichnet dieses Vorgehen des „iterated cross-checking“ als „method of reflective equilibrium“. Ähnlich wird auch bereits in der Einleitung zu der anderen großen Grammatik des Englischen argumentiert, vgl. Quirk et al. (1984). Auch in der IDS-Grammatik spielt die Korpusnutzung, die sich in authentischen Belegen niederschlägt, eine große

Rolle. Die Argumentation ist dabei ganz ähnlich wie in den englischen Grammatiken.

„Die Fülle authentischer Daten betrachten wir als Stärke unserer Grammatik. Dabei ist für uns Authentizität kein Fetisch. Vielmehr haben wir die Erfahrung gemacht, dass uns „ungewöhnliche“ oder unerwartete Daten immer wieder zu neuen Überlegungen gezwungen und vor unzureichenden oder falschen Generalisierungen bewahrt haben. Andererseits sind wir weit entfernt davon, alles zu akzeptieren, was sich belegen lässt. Belege – auch von sprachlichen Autoritäten – entheben nicht der grammatischen Beurteilung auf intuitiver wie theoretischer Grundlage. (...) Andererseits liefert ein Korpus eine Fülle von Daten, die sonst nicht in den Blick gekommen wären und zu erklären sind – und sei es als Fehler oder Fehlanwendung. Die Grenzen der eigenen Kompetenz, des eigenen Idiolekts haben uns langjährige Grammatikdiskussionen zur Genüge gezeigt.“ (IDS-Grammatik 1997, S. 13 f.)

Als Fazit dieses Vergleichs der Positionen können wir festhalten: Nicht nur Tradition und pragmatische Erwägungen lassen für Position b), Sprache als System sozial gültiger Regeln, plädieren. Es spricht vieles dafür, dass Sprachen systematische Organisationsprinzipien haben, die nicht allein durch Emergenz aus dem Sprechen erklärt werden. Es spricht ebenfalls viel dafür, dass die Unterscheidung zwischen dem Grammatischen und dem Ungrammatischen, auch wenn sie in vielen Fällen möglicherweise abzustufen ist, eine relevante Unterscheidung ist. Offen ist, inwieweit die Beschränkungen, die für die Grammatiken natürlicher Sprachen gelten, bedingt sind durch die menschliche Kognition, durch Prinzipien der Signalverarbeitung, inwieweit andererseits pragmatische Prinzipien steuernd wirken. Die Diversität der Sprachen ist möglicherweise auch durch unterschiedliche Hierarchisierung von Prinzipien bedingt. Diese optimalitätstheoretischem Gedankengut geschuldete Überlegung findet sich z. B. in Croft (2002, S. 8), sowie in Fanselow (2002, S. 244 ff.). Klar zu sein scheint auf jeden Fall, dass grammatische Organisation kommunikativen Zwecken des sprachlichen Handelns dient und auf diese abgestimmt ist. Insofern als diese Zwecke interaktionale, also gemeinschaftliche Zwecke sind, sind auch die auf sie abgestimmten grammatischen Organisationen gemeinschaftlich gültig. Es existiert „public language“ (vgl. Millikan 2003). Wie weit sind diese Gemeinschaften zu fassen? Dass sie bis auf die Ebene von Gemeinschaften der Deutsch-Sprecher, Englisch-Sprecher usw. reichen, darin sind sich Grammatiker einig – außerhalb des Chomsky-Paradigmas zumindest. Chomsky dagegen lehnt diese Sehweise ab, u. a. mit Verweis auf die Übergänge zwischen Nachbarsprachen, etwa bei den Grenzvarietäten des Niederländischen und Deutschen (vgl. Chomsky 1992, S. 101). Eisenberg (2004) dagegen spricht beispielsweise ganz schlicht von deutschen Grammatiken im ersten Satz seiner Einleitung und immer wieder wird von „dem“ Deutschen gesprochen. Und die anderen Grammatiker machen es ähnlich.

Bei Quirk et al. (1984, S. 11) heißt es: „We claim that on the one hand there is a single English language (the grammar of which is the concern of this book), and that on the other hand there are recognizable varieties“. Ebenso

konzipieren die deutschen Grammatikschreiber dieses eine Deutsche als ein Diasystem, gekennzeichnet durch ein Kontinuum von Varietäten mit einer Leitvarietät, dem Standarddeutschen. In Eroms (2000) finden sich besonders ausführliche Reflexionen über den Gegenstand seiner Syntax. Er unternimmt den Versuch einer „weichen Abgrenzung“ gegenüber dem Diachronen, dem Regionalsprachlichen, dem Individualsprachlichen, dem Funktionalstilistischen. In seiner Bestimmung, S. 18, ist von einem Hineinreichen diachroner, regionaler, fachsprachlicher und individueller Komponenten in den standardsprachlichen Systemausschnitt, den sein Buch beschreibt, die Rede. Eroms versucht diesem Anspruch auf Polyphonie u.a. dadurch gerecht zu werden, dass er zahlreiche Beispiele aus Kempowskis „Bloomsday '97“ bringt, dem Protokoll eines Tages des TV-Zappens durch 37 Kanäle, quasi O-Ton mediale Wirklichkeit, wie etwa:

Wir spießen ihn auf und braten ihn. (Bloomsday '97, Eroms 2000, S. 464)

Es gibt viele Kohl-Witze. Haben Sie die eigentlich immer mitgeteilt gekriegt, haben Sie die gehört? (Bloomsday '97, Eroms 2000, S. 392)

Bei aller Einigkeit über Begriffliches und Grundsätzliches sind sich Grammatiker in der Regel auch darüber einig, dass konsequenter Empirismus in der Verfolgung der Abgrenzung zwischen den Varietäten und der Isolierung des Standards mit solch derzeit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist, dass, wie Eisenberg (2004, S. 9) ausführt, „das Datensammeln sich selbstständig und aus der Grammatik nichts mehr wird“. Dennoch, so denke ich, sind wir gut beraten, wenn wir dieses Datensammeln, Auswerten und In-Varietäten-Ordnen ernster nehmen als bisher. Ich verweise dazu auf das neue Projekt der Abteilung Grammatik des IDS „Grammatische Variation im standardnahen Deutsch“, das dies zumindest für einen Teilbereich unternehmen soll. Denn erst dann werden wir in der Lage sein, die Idee von partiell einander überlappenden oder einander ähnelnden Subsystemen innerhalb des Diasystems mit Inhalt zu füllen. Allerdings ist zu hoffen, dass es uns auch gelingen möge, quantitative Daten, deren Bedeutung und Validität sowohl dem Laien als auch dem gewöhnlichen Grammatiker zunächst unzugänglich sind, in substanzielle, qualitative Aussagen umzumünzen. Diese Kosten des Erwachsenwerdens der Sprachwissenschaft, also ihrer Entwicklung zu einer empirischen Wissenschaft, müssen zweifellos gezahlt werden (vgl. Lehmann 2007).

Das Empirie-Problem ist nicht neu. Die großen Grammatiken des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jh. stellten ja in unterschiedlicher Weise große Datenvorräte bereit und offenbar gab es auch damals schon Kontroversen über das optimale Vorgehen:

Behagel äußert sich im Vorwort zu diesem Problem: Historische Syntax setze ggf. eine lebenslange Sammlerarbeit voraus, so werde behauptet. Dem widerspricht Behagel. So könne es nicht gehen. Dann würde man nur das Auffallende beschreiben, nicht das Regelmäßige und seine Wandlungen „und



eines kann er [der Jäger und Sammler, G. Z.] überhaupt nicht verzeichnen: das Fehlen bestimmter Erscheinungen“. Behaghel erkennt hier den unschätzbaren Nutzen negativer Evidenz, der sich nur bei systematischer Herangehensweise einstellen wird. Sein – systematischeres – Verfahren beschreibt er wie folgt:

„Bei diesen Untersuchungen habe ich das Verfahren beobachtet, das sich mit bei meiner Arbeit über die Zeitfolge bewährt hat, das Verfahren der Stichproben, das gewisse Stücke gewisser Denkmäler vollständig auszubeuten sucht. Wer danach andere Stücke und andere Quellen durchmustert, wird vielleicht wertvolle Ergänzungen bieten können, aber das von mir Gefundene kaum gänzlich umwerfen.“ (Behaghel 1923, S. VIII).

Behaghel vertritt damit die sehr moderne Auffassung von einer Art repräsentativem Korpus.

An dieser Stelle lassen Sie mich noch einen allgemeineren Blick auf die Position zu Sprache und Grammatik vor der strukturalistischen Wende werfen: Sie mag uns als naiv erscheinen, insofern als eine begriffliche Trennung zwischen den verschiedenen Lesarten von *Grammatik* noch nicht vorgenommen, Grammatik als sprachinhärentes Regelsystem noch nicht eigens konzipiert war, sondern sozusagen selbstverständlich sich mit ergab, wenn das „Sprachrichtige“, ableitbar aus den Äußerungen vorzüglicher Sprecher/Schreiber erfasst wurde. Die (moderne) Trennung zwischen dem Richtigen und dem Grammatischen wurde nicht vorgenommen, ebenso wenig wie die Trennung zwischen den Regel(beschreibungen), die der Grammatiker aufstellt, und den Regeln, die er beschreibt.

Hier ist zu verweisen auf Blatz (1900, S. 46) wo es heißt:

„Die Sprachlehre oder Grammatik ist die Anweisung, eine Sprache richtig zu sprechen oder zu schreiben. Die neuhochdeutsche Grammatik stellt also die Regeln auf, nach denen die Gedanken auf richtige Weise in neuhochdeutscher Sprache mündlich und schriftlich ausgedrückt werden.“

Damit charakterisiert Blatz, wie wir wissen, sehr wohl das Programm einer synchronen, struktural orientierten Grammatikschreibung, auch wenn er sich des Vokabulars der schulgrammatischen Tradition bedient. Diese Gleichsetzung von Grammatischem und Richtigem entspricht auch den Erwartungen der Öffentlichkeit, die sich allemal nicht für das mental abgespeicherte Sprachvermögen interessiert, für die Grammatik in den Köpfen, sondern für das sozial Geltende. Und dabei kommt kaum einer auf die Idee, zwischen immanenten Gesetzmäßigkeiten (System) und extern, von Autoritäten (auch im Sinne von guten Vorbildern) gesetzten Normen zu unterscheiden, wie wir aus unserer Beratungsfunktion sehr gut wissen. Vielmehr stößt diese Unterscheidung meist auf Unverständnis.

Ebenso, auch dies reflektieren die großen wissenschaftlichen Grammatiken zumindest in ihren Absichtserklärungen und Einleitungen, sollen Grammatiken nicht Theorien um der Theorien willen bieten. Huddleston/Pullum (2002) gehen in ihrer Argumentation von dem Chomskyschen Unendlichkeits-

problem aus: Sätze können nicht aufgezählt werden. Daher seien allgemeine Aussagen/Generalisierungen nötig, aus denen die Form von Sätzen des Englischen abgeleitet werden kann. Theorie sei notwendig, um vorliegende Sätze zu würdigen und „to see how new ones can be constructed“. Grammatischer Theoriebildung wird aber bei der Grammatikschreibung eindeutig eine dienende Funktion zugewiesen:

“We emphasize, however, that it is not the aim of this book to convince the reader of the merits of the theory for general linguistic description. Quite the reverse, in a sense: wherever it is possible to make a factual point overshadow a general theoretical point, we attempt to do that; whenever a theoretical digression would fail to illuminate further facts about English, we curtail the digression; if ever the facts at hand can be presented in a way that is neutral between competing theoretical frameworks, we try to present them that way.” (Huddleston/Pullum 2002, S. 19)

Ähnlich äußert sich auch Eroms (2000, S. 5): „Syntaktische Theorie ist nicht Selbstzweck“, sie solle zu Ergebnissen führen! Dies ist das Ziel: Der Grammatiker (Schreiber einer großen Grammatik) sollte Theorien überwunden haben, instrumentell über sie verfügen, aber nichts Theoretisches beweisen wollen. Ich denke, hierin trifft er sich zumindest in den Absichten mit den Nutzern, wenn auch die Vorstellungen von dem, was es heißt, das rein Theoretische zurückzunehmen zugunsten guter Analysen, zwischen Schreibern und Lesern natürlicherweise divergieren werden. Dazu wäre etwa auf die Rezeption der IDS-Grammatik zu verweisen.

Die Diskussion um den Sprach- und Grammatikbegriff ist noch längst nicht zu Ende. Wünschenswert sind z.B. sprachanalytische Klärungen, in welchem Sinne Sprachen (im Sinne von *langue*) „abstrakte Gegenstände“ sein können – dazu gibt es die „platonistisch“ inspirierte Arbeit von Katz aus den 80ern, die sicher nicht das letzte Wort ist. Immer wieder wird auf gewisse Analogien etwa mit Kunstwerken (Opern, Symphonien, Romanen) hingewiesen, die als abstrakte Typen (im Sinne von Küne 1983) verschieden sind von ihren Instanziierungen. Auch Saussure hat auf eine solche Analogie hingewiesen. Zu Recht (vgl. Haspelmath 2002, S. 284) wird andererseits geltend gemacht, dass Sprachen diachrone, in der Zeit veränderbare Entitäten sind, Kunstwerke – wenn einmal vollendet – aber nicht. Reicht dieser Unterschied aus, um der „Sprache“ ganz ihren eigenen abstrakten Status abzusprechen. Spielt die mannigfache Autorschaft nicht die kruziale Rolle dabei, dass Sprachen eben niemals vollendet sind usw. usw.? Wir sind also in einem post-naiven Zustand, aber weit entfernt von einer umfassenden Klärung.

### **3. Verständnis von Standard/System und Norm – wie es in Grammatiken deklariert und eingelöst wird**

Dies ist ein Thema, dem alle modernen wissenschaftlichen Grammatiken sich selbstreflexiv widmen. Sie haben dabei immer drei Verhältnisse im Blick: das Verhältnis von Standard und Variation/Varietäten zum einen, das Verhältnis

von Standard/System und Norm zum zweiten und das Verhältnis von Deskriptivität und Normativität der Grammatik zum dritten. Ich gehe nur auf das Verhältnis Standard/System – Norm ein. Die entsprechenden Topoi, auch zu den anderen beiden Punkten, können als bekannt vorausgesetzt werden. Grundsätzlich wird unter dem Standard die überregional gültige, stilistisch unmarkierte Verkehrsform verstanden, die aber nicht unbedingt der kodifizierten Norm oder normativen Empfehlungen entsprechen muss und bei bestimmten Phänomenen durchaus Variation zulässt, wie z. B. in der IDS-Grammatik (1997, S. 2) festgestellt wird. Diese Variation muss dann aber, so z. B. nach Eisenberg (2004, S. 10) vom System abgedeckt sein.

Die Grundfrage „Was ist das System und wie erkennen wir es?“ wird verständlicherweise meist in den Grammatiken nicht direkt angesprochen. Erkennbar aber ist, z. B. recht deutlich in Eisenbergs Grammatik, dass ein Systembegriff zugrunde liegt, der sich an den Prinzipien von innersprachlicher Funktionalität und Geordnetheit, somit an Prinzipien orientiert, die im Wesentlichen abgeleitet sind aus dem Umfeld strukturalistischer und post-strukturalistischer Theorien wie der Markiertheits Theorie oder der Natürlichkeitstheorie. Als Vorbild dienen hier Vorstellungen, die schon 1984 etwa in Wurzels Arbeit „Flexionsmorphologie und Natürlichkeit“ deutlich ausformuliert wurden. Dort wird an die Mayerthalersche Theorie der morphologischen Natürlichkeit anknüpfend, die im Wesentlichen auf universale Prinzipien (konstruktioneller Ikonismus, Uniformität, Transparenz) abzielte, eine Theorie der einzelsprachenbezogenen Systemangemessenheit entwickelt. Dabei müssen zum einen die systemdefinierenden Struktureigenschaften einer Sprache bestimmt werden (etwa, um nur eine zu nennen, die Grundformflexion beim neuhochdeutschen Substantiv gegenüber der älteren Stammflexion), zum anderen dann die detaillierte Bestimmung, inwiefern einzelne morphologische Erscheinungen diesen systemdefinierenden Eigenschaften entsprechen, inwiefern sie also systemangemessen sind. Erscheinungsformen, die das System uneinheitlich machen, es komplizieren, in Widerspruch mit den systemdefinierenden Eigenschaften stehen, werden, so die Theorie, auf längere Frist abgebaut. „Markiertheitsabbau“ heißt das dann. Wurzel führt aus:

„All diese Zusammenhänge zeigen recht gut, dass die systemdefinierenden Struktureigenschaften nicht einfach ein linguistisches Konstrukt darstellen, sondern grammatische Phänomene reflektieren, die im gleichen Sinn objektiv-real auf der Objektebene existieren wie grammatische Regeln und Universalien.“ (Wurzel 1984, S. 99)

Das ist ziemlich starker Tobak und müsste eigentlich in seiner vergegenständlichenden, hypostasierenden Manier auf unseren, am Skeptizismus und Wittgenstein geschulten Protest stoßen. Nun ist aber die Vorstellung von Systemhaftigkeit und Systemadäquatheit nicht unbedingt an die Annahme von objektiv existenten oder gar teleologisch wirksamen Kräften gebunden. Das System kann, so nehmen wir an, auf der Basis sorgsamer Untersuchung der vorliegenden Daten und Prozesse, als jeweils entwicklungsspezifische, funk-

tional motivierte, aber labile Ordnung rekonstruiert werden, innerhalb deren einzelne Elemente (i.e. Kategorien, Konstruktionen) im Allgemeinen einen wohl etablierten, adäquaten Ort haben, aber auch gegebenenfalls weniger gut eingepasst, „markiert“ sind. Lassen Sie mich nun an einem Beispiel, das immer wieder diskutiert wird, die Frage von Systemhaftigkeit, diachronem Markiertheitsabbau und Normativität kurz anreißen. Es geht um die schwachen Maskulina. Eisenberg (2004, S. 11) führt nach einer leicht polemischen Bemerkung in Richtung Zweifelsfälle-Duden aus: Nicht-normative Grammatiken erklärten die Schwankungen und auch warum eine Form ggf. die anderen „verdrängt“, „warum es bei **der Löwe** nur **des Löwen** und nicht im entferntesten **\*des Löwes** oder **\*des Löwens** geben kann“. Nun finden sich aber in den Mannheimer Korpora der geschriebenen Sprache 34 Belege für *Löwens* als Appellativum, z.B. in *die Höhle des Löwens*, gegenüber 54 Belegen für *Löwes*, wobei hier alle Vorkommen Genitive des Eigennamens *Löwe* sind. Für *Ochsens* gibt es sogar 1610 Belege! Deutet das nicht darauf hin, dass *Löwes* – in der intendierten Appellativ-Variante – noch systemunangemessener ist als *Löwens*? In der Tat, so z.B. Wurzel (1984 S. 135), gehören praktisch alle Maskulina auf -e (mit der einen Ausnahme *Käse*) zu den schwachen Maskulina. Bezeichnenderweise folgen sie – im heutigen Sprachentwicklungsstand – alle außer dem *Käse* auch dem Belebtheitsprinzip für diese Flexionsklasse. Oder wie es in der Duden-Grammatik (2005, S. 216) heißt:

„Ein maskulines Substantiv wird immer schwach flektiert, wenn es im Nominativ auf -e ausgeht und etwas Belebtes (ein Lebewesen: eine Person oder ein Tier) bezeichnet.“

Insofern ist und war auch sprachgeschichtlich die Flexion *Löwes* (stark) ein Unding. Andererseits verweist Paul (1917, S. 34) darauf, dass vom 15. Jh. bis zum 18. Jh. das -s der starken Flexion angehängt wurde an die schwache Flexion im Genitiv. Es entstand also eine Mischflexion. Es gibt zahlreiche Beispiele auch unter denen, die wie *Mensch* oder *Bär* das auslautende -e (Schwa) „abgeworfen“ haben, wie Paul formuliert. Als Beispiele mit auslautendem -e nennt er u.a. *Affens*, *Bubens*, *Drachens* und eben *Löwens*, das allein viermal in der Luther-Bibel vorkomme, die endungslosen sind z.B. mit *Fürstens*, *Menschens* vertreten. „Nach längerem Schwanken sind diese Formen auf -ens bei den meisten Wörtern aus der Literatur wieder ausgestoßen worden“. *Des Löwens* ist also so entfernt wie Eisenberg hier suggeriert, keineswegs – könnte man argumentieren. Was spricht eigentlich gegen *das Gebrüll manchen Löwens* oder *die Hörner jeden Ochsens* statt *das Gebrüll manches Löwen*/*die Hörner jedes Ochsen*? Hat das System sich geändert seit dem 18. Jh. („Ist was früher funktional war, heute obsolet geworden“ – wie ich im Anschluss an eine interessante Auseinandersetzung in Ágel (2008, S. 66) mit Bastian Sick formulieren möchte) oder war *des Löwens* auch schon damals systemwidrig, trotz massenhafter Beleglage, und fiel daher dem Markiertheitsabbau zum Opfer. Der Versuch, den s-Marker in Richtung eines agglutinierenden Markers um-

zuinterpretieren, so könnte man spekulieren, muss daran scheitern, dass Formen wie *Löwens* zu *Löwe* als Singularformen zu markerhaltig sind. Sie haben zwei Marker: *-(e)n* als „reines Markiertheitszeichen“ (vgl. B. Wiese 2007), das anzeigt, dass es sich nicht um eine unflektierte Substantivform handelt, die dem System entsprechend überall außer im Nominativ Singular auftreten kann, und zusätzlich den *s*-Marker für den Genitiv Sg. Eine solche Markerkombination kommt im Singularparadigma regulär nicht vor. Man sollte auf jeden Fall, denke ich, z. B. Wilmanns (1909 S. 378 ff.) folgend, diesen Sonderfall einbetten in den Entwicklungsgang der vergleichsweise besonderen und in mittelhochdeutscher Zeit instabilen Klasse der schwachen Maskulina insgesamt. Man denke an das Abwandern in die starke Flexion unter *e*-Apokope, meist phonologisch silbenstrukturell motiviert wie bei *Nabel(e)*, *Aar*, *Hahn*, *Star*, das Überwechseln einer Reihe anderer (wie *Ameise*, *Blume*) nach dem Vorbild des Plurals zu den Feminina sowie vor allem das Überwechseln zahlreicher überwiegend unbelebter Maskulina (belebt: *Karpfen*, unbelebt z. B. von *Balken*, *Brunnen*, *Knochen*, bis *Zapfen* und *Zinken*) in die starke Flexion, bei denen *-(e)n* als Bestandteil der Grundform reanalysiert wurde oder, wie die Doppelformen *Funkel/Funken*, *Name/Namen* belegen, zumindest so reanalysiert werden konnte und damit Systemkonformität auf anderem Wege erreicht wurde. Dieser Weg bot sich aber für die Bezeichnungen von Personen und höheren Tieren (Stichwort *Löwe*) nicht an, denn es war durchaus systemangemessen, die Nominativform von der Objektsform, sprich der Akkusativform, zu unterscheiden (Stichwort ‚differentielle Objektmarkierung‘, vgl. z. B. Bossong 1998). Wenn es denn nun bei *Löwe* als Grundform und bei dem generellen Muster der schwachen Flexion bleiben sollte, dann mag entweder die hybride Markerkombination oder die rein quantitative Schwäche der verbleibenden Gruppe dafür ausschlaggebend gewesen sein, dass sich die Mischflexion nicht mehr behaupten konnte, angesichts der Adjektive, nach deren Vorbild die schwachen Substantive flektieren und die keine Mischflexion zeigen (vgl. zu dem Gesamtkomplex der schwachen Deklination auch den Beitrag von Wiese in diesem Band).

Bei Paul wird übrigens, was ich als Systemverstöße interpretieren würde, so umschrieben: ‚Es steht *x*, wo eigentlich *y* stehen müsste‘, vgl. Paul (1919, S. 137). Im Übrigen habe ich bei Paul wenige Verwendungen von *korrekt/inkorrekt* gefunden. Zahlreich sind die Hinweise auf das Sprachgefühl, und dessen Verirrung bzw. einen Mangel daran, vgl. z. B. Paul (1917, S. 177), Anm. 6:

„Eine Verwirrung des Sprachgefühls ist es, wenn zuweilen vor einem Dativ *derem* statt *deren* gebraucht wird und so gewissermaßen Kongruenz mit dem regierenden Subst. hergestellt wird, vgl. *an derem Rande* (...).“

Geht es hier um „mentale Grammatik“, in die wir Pauls „Sprachgefühl“ heute eventuell übersetzen würden, oder um einen Performanzfehler? Wie etwa auch, wenn Paul (1920, S. 392) von der „Kontamination“ spricht als „dem

Vorgang, dass sich zwei sinnverwandte Ausdrucksformen gleichzeitig in das Bewusstsein drängen, so dass infolgedessen eine Mischung aus beiden entsteht“. Als harscheste Form des Tadels gegenüber grammatischen Abweichungen erscheint „ungehörigerweise“, vgl. z. B. Paul (1920, S. 243); daneben finden sich auch Bemerkungen wie „(...) ist man früher öfters weiter gegangen, als es jetzt gestattet ist“ (Paul 1920, S. 247).

Normative Festlegungen bleiben üblicherweise im Rahmen des Systems, so zumindest, wie bereits vermerkt, nach Eisenbergs Meinung. Insofern tangieren sie den Systemgrammatiker nicht besonders heftig. Erst dann, wenn das Normierte außerhalb des vom System Gegebenen liege und dann auch noch gewaltsam durchgesetzt werde, sei Wachsamkeit angesagt. Denn dann wirke das Normierte zerstörerisch auf das System. Mit diesen vergleichsweise starken Worten bezieht sich Eisenberg (2004, S. 11) auf „eine Reihe von Schreibungen, die die 1996 verabschiedete Neuregelung der Orthografie vorsieht“ und kommentiert an anderer Stelle (S. 14) weiter: „Der normative Zugriff auf die Schrift wird viel bedenkenloser vollzogen als auf andere Bereiche der Grammatik. Selbst die borniertesten Besserwisser würden sich ja eine Neuregelung der Syntax und der Morphologie nicht zutrauen.“

Die Abneigung gegenüber der grammatischen Norm, zumindest gegenüber dem Begriff der ‚Norm‘ – auf den Gebieten Morphologie und Syntax – lässt sich übrigens sehr gut auch an der neuesten Auflage der Duden-Grammatik beobachten (im Vergleich zu früheren Auflagen). Während noch in der 1998-Ausgabe im Vorwort von einer „offenen Norm“ gesprochen wird und davon, dass nicht auf eine gewisse normative Geltung verzichtet werden solle, und dass es um die Klärung von Normunsicherheiten gehe, ist in der Ausgabe 2005 in erster Linie von sicheren Grammatikkenntnissen und der deutschen geschriebenen und gesprochenen Standardsprache die Rede. Nur im Hinblick auf die mögliche Divergenz zwischen diesen beiden Erscheinungsformen ist noch von der Klärung von Normunsicherheiten die Rede. Diese größere Normzurückhaltung hat sicher auch etwas mit der deutlich verbreiterten Empirie in der Neuauflage zu tun, bei der ja auch z.B. Internetbelege herangezogen wurden. Allerdings kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass nun an vielen Stellen, wo in rigideren Zeiten das Etikett „nicht normgerecht“ bzw. „falsch“ verpasst worden wäre, sich jetzt die Formulierung „nicht standardsprachlich“ oder stärker „von der Standardsprache abweichend“ bzw. „in der Standardsprache ausgeschlossen“ findet.

Duden (2005, S. 1050) – „nicht standardsprachlich“:

Der letzte Schrei – oder: eins der besten Spiele [die] *wo* ich kenne. (Überschrift; Internetbeleg)

Duden (2005, S. 194) – „von der Standardsprache abweichend“ (endungslose Plurale):

Dies lässt vermuten, dass hier mit zwei Kamera gedreht wurde. (www.hausarbeiten.de) Ich konnte mir eines von drei Auto meiner Buchungs-

klasse (Mittelklasse) aussuchen. Ich versuche nämlich, zwei Konto einzurichten, doch es geht nicht. (Internetbelege)

Duden (2005, S. 190) – „in der Standardsprache ausgeschlossen“:  
die \*Thematas, die \*Kontis (...) die \*Spaghettis, die \*Konfettis, die \*Antibiotikas, die \*Visas  
gegenüber:

Duden (1998, S. 242):

Examina/Examen (falsch: Examinas), (...) Klimas/Klimate (falsch: Klimatas), Kommata/Kommas (falsch: Kommatas), Porti/Portos (falsch: Portis), Pronomina/Pronomen (falsch: Pronominas), (...) Semikola/Semikolons (falsch: Semikolas), (...) Soli/Solos (falsch: Solis), Tempi/Tempos (falsch: Tempis)

Dabei bin ich wie andere der Meinung, dass die endungslosen Plurale das stärkere Werturteil „ausgeschlossen“ eher verdient hätten als die harmlosen doppelten Pluralformen bei Fremdwörtern. Handelt es sich bei diesem neuen Trend weg von expliziten Normaussagen, den wir in der Duden-Grammatik beobachten, um den Versuch einer Versöhnung zwischen dem Nutzerinteresse und den Interessen der Fachwissenschaft? Der Nutzer, die Öffentlichkeit, erwartet Hinweise auf das Richtige oder die bessere von möglichen Alternativen. Der Grammatiker bewertet Alternativen nach ihrem Grad an Systemadäquatheit, wobei er selbstverständlich die jeweils einschlägige Varietät, das entsprechende Stilregister im Auge zu haben hat. Im Idealfall treffen sich die Interessen, wenn der Grammatiker die – unter Berücksichtigung der anderen Variablen – in höchstem Maße systemadäquate Variante empfiehlt. Das am ehesten oder am meisten Systemadäquate erscheint dann – gemäß der Sprachregelung der Duden-Grammatik – als das Standardsprachliche. So der Idealfall – möge uns Einsicht in das System beschieden sein!

Nicht nur in der Morphologie auch in der Syntax kann sich die Frage stellen, ob es sich im vorliegenden Fall um Normverletzungen innerhalb des Systems oder um Verstöße gegen das grammatische Regelsystem handelt. Ich nenne nur zwei Beispiele: Wie halten wir es mit der mangelnden Kongruenz beim Stamm des Possessivums etwa in: *Qualität hat seinen Preis*? Ist diese in der Sprachpraxis seit langem beobachtete Vereinfachung (vgl. Zifonun 2007, S. 616 f.) nicht durchaus systemgerecht, insofern als damit bei längerfristiger Stabilisierung die Genusdifferenzierung im Stamm aufgegeben und die Stamm-Form *ihr-* eindeutig als pluralisch identifizierbar werden könnte?<sup>5</sup>

<sup>5</sup> In dem Titel „Eiersalat – Eine Frau geht seinen Weg“ eines von dem Kabarettisten Helge Schneider unter dem Pseudonym Helga M. Schneider veröffentlichten Buches, ähnlich auch in der Telenovela „Schicksalsjahre einer Kanzlerin ... Angela – eine Frau geht seinen Weg“ wird die Form *sein-* sogar auf weibliche Personen bezogen. Dies ist parodistische Übertreibung und wohl noch kaum gängige Praxis, vielmehr setzt das Übergehen zur Standardform *sein-* eher bei unbelebten Antezedentien ein; vgl. auch Oppenrieder/Thurmair (2002).

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Konversion nicht-agentischer Subjekte im so genannten unpersönlichen *werden*-Passiv. Ist es ein Systemverstoß, wenn wir sagen: *Es wird hier schrecklich gefroren/gehungert?* Oder sind Experiencer-Verben wie die genannten aufgrund vergleichsweise vieler Ähnlichkeiten mit der Agens-Rolle noch tragbar, während Thema-Verben wie *behagen*, *gefallen* trotz der Belegung des Aktiv-Subjekts mit einem intentionsbegabten Aktanten im Passiv ungrammatisch sind (*Keiner der Spieler behagte/gefiel uns* – \**Uns wurde nicht behagt/gefallen*). Gunkel (2003, S. 106 ff.) verweist innerhalb dieser Gruppe auf einen Akzeptabilitätsunterschied zwischen unergativen Thema-Verben wie den eben genannten und ergativen wie etwa *abstürzen*, *aufwachen*, *hinfallen*, *in etwas verfallen* und besonders *sterben*, bei denen sowohl in monovalenten als auch in polyvalenten Strukturen Passivierung möglich und belegt ist wie etwa in folgendem Beispiel: *Kaum je ist schöner in Wahnsinn verfallen worden*. Gunkel führt damit die differenzierte Behandlung der Abstufungen beim unpersönlichen Passiv fort, die in der IDS-Grammatik (1997, S. 1905 ff.) vorgenommen wurde und die nun auch in die Duden-Grammatik eingegangen ist (2005, S. 554). Bei der Untersuchung solcher Fälle wird zudem etwas Allgemeineres deutlich: Normverletzungen, zumindest solche der leichteren Art, werden oft bewusst eingesetzt, um stilistische Effekte zu erzielen. Nicht zuletzt deshalb verdienen sie unser ungeteiltes Interesse: Sie helfen, systematische Beschränkungen zu erkennen, zeigen andererseits, dass Sprecher Beschränkungen oft mit guten Gründen sprengen und damit dazu beitragen, unsere Sprache weiter zu entwickeln.

#### 4. Zusammenfassung

- Die Suche nach Ordnungsprinzipien, nach Systematizität ist ein unverzichtbarer Motor der Grammatikschreibung – Grammatiken müssen die Ordnung im Chaos zu erkennen suchen. Sie sollten sich aber der Prekarität und Fragilität nicht nur des von ihnen beschriebenen Systems, sondern vor allem ihrer Theoriebildung darüber bewusst bleiben.
- Die Frage nach dem System kann nur beantwortet werden, wenn das Verhältnis zwischen (grammatischem) Diasystem, System der Standardsprache und anderen Subsystemen besser verstanden wird.
- Dem Verhältnis von System und Norm kann sich der Grammatiker am ehesten über das (nicht unproblematische) Konzept des Systemgerechten annähern.
- Es ist schwer vorstellbar, dass Sprache – allein – auf emergente Gebrauchsmuster reduziert werden kann. Die Unterscheidung zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen, dem Grammatischen und dem Ungrammatischen kann so nicht fundiert werden.



- Eine Sprachkonzeption, nach der natürliche Einzelsprachen Systeme sozial gültiger Regeln sind, erscheint nach wie vor als die zweckmäßigste für die Grammatikschreibung.

## Literatur

- Ägel, Vilmos (2008): Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. In: Info Daf 35, 1, S. 64–84.
- Behaghel, Otto (1923): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. 1. Heidelberg: Winter.
- Blatz, Friedrich (1900): Neuhochdeutsche Grammatik. Mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache. Erster Band. 3. Aufl. Karlsruhe: Lang.
- Bossong, Georg (1998): Le marquage différentiel de l'objet dans les langues d'Europe. In: Feuillet, Jack (Hg.) (1998): Actance et valence dans les langues de l'Europe. Berlin/New York: de Gruyter (= Empirical Approaches to Language Typology 2/20). S. 193–258.
- Chomsky, Noam (1992): Language and Interpretation. In: Earman, John. (Hg.) (1992): Inference, Explanation, and Other Frustrations. Essays in the Philosophy of Science. Berkeley: University of California Press. S. 99–128.
- Croft, William (2002): Radical Construction Grammar. Syntactic Theory in Typological Perspective. Oxford: University Press.
- Duden (1998): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 6. neu bearbeitete Auflage. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Duden (2005): Die Grammatik 7., völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Eisenberg, Peter (2004): Grundriß der deutschen Grammatik. Das Wort. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Engel, Ulrich (2004): Deutsche Grammatik. Neubearbeitung. München: Iudicium.
- Eroms, Hans-Werner (2000): Syntax der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter.
- Fanselow, Gisbert (2002): Wie ihr Gebrauch die Sprache prägt. In: Krämer/König (Hg.) (2002), S. 229–261.
- Goldberg, Adele (1995): Constructions. A Construction Grammar Approach to Argument Structure. Chicago/ London: University of Chicago Press.
- Grundzüge (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Karl Erich Heidolph, Walter Flämig und Wolfgang Motsch. Berlin: Akademie-Verlag.
- Haspelmath, Martin (2002): Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer/König (Hg.) (2002), S. 162–286.
- Hoffmann, Thomas (2007): „Good is good and bad is bad“: but how do we know which one we had? In: Corpus Linguistics and Linguistic Theory, 3/1, S. 87–98.
- Huddleston, Rodney/Pullum, Geoffrey K. (2002): The Cambridge Grammar of the English Language. Cambridge: Cambridge University Press.
- Jacobs, Joachim (2008): Wozu Konstruktionen? In: Linguistische Berichte 213, S. 3–44.
- Katz, Jerrold J. (1981): Language and other Abstract Objects. Totowa/New Jersey: Rowan and Littlefield.
- Kay, Paul (2002): An Informal Sketch of a Formal Architecture for Construction Grammar. In: Grammars 5. S. 1–19.
- Krämer, Sybille/König, Ekkehard (Hg.) (2002): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt a. M.: Suhrkamp (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1592).

- Künne, Wolfgang (1983): *Abstrakte Gegenstände. Semantik und Ontologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Labov, William (1975): *What is a Linguistic Fact?* Lisse: Peter de Ridder.
- Lehmann; Christian (2007): *Daten – Korpora – Dokumentation*. In: Kallmeyer, Werner/ Zifonun, Gisela (Hg.): *Sprachkorpora – Datenmengen und Erkenntnisfortschritt*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Jahrbuch 2006 des Instituts für Deutsche Sprache*). S. 9–27.
- Millikan, Ruth Garrett (2003): *In Defense of Public Language*. Internet: <http://www.ucc.uconn.edu/~wwwphil/chomsky.pdf>.
- Oppenrieder, Wilhelm/Thurmair, Maria (2002): ‚Doppelt genäht hält besser‘: Mehrfachmarkierung im Gegenwartsdeutsch. In: Wiesinger, Peter (Hg.) (2002): *Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000 „Zeitwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“*. Band 2. Berlin: Lang (= *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 54). S. 117–123.
- Paul, Hermann (1917): *Deutsche Grammatik*. Bd. 2. Teil III: Flexionslehre. Halle/S.: Niemeyer.
- Paul, Hermann (1919): *Deutsche Grammatik*. Bd. 3. Teil IV: Syntax (erste Hälfte). Halle/S.: Niemeyer.
- Paul, Hermann (1920): *Deutsche Grammatik*. Bd. 4. Teil IV: Syntax (zweite Hälfte). Halle/S.: Niemeyer.
- Pullum, Geoffrey K. (2007): Ungrammaticality, Rarity, and Corpus Use. In: *Corpus Linguistics and Linguistic Theory* 3/1, S. 33–47.
- Quirk, Randolph/Greenbaum, Sidney/Leech, Geoffrey/Svartvik, Jan (Hg.) (1985): *A Comprehensive Grammar of the English Language*. London: Longman.
- Sampson, Geoffrey R. (2007): Grammar without Grammaticality. In: *Corpus Linguistics and Linguistic Theory* 3/1, S. 1–32.
- Wilmanns, Wilhelm (1909): *Deutsche Grammatik*. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. 3. Abt.: Flexion. 2. Hälfte: Nomen und Pronomen. Straßburg: Trübner.
- Wiese, Bernd (2000): Warum Flexionsklassen? Über die deutsche Substantivdeklinaton. In: Thieroff, Rolf u.a. (Hg.) (2000): *Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis*. Tübingen: Niemeyer. S. 139–154.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1984): *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung*. Berlin: Akademie-Verlag (= *studia grammatica* XXI).
- Wurzel, Wolfgang U. (1994): Skizze der natürlichen Morphologie. In: *Papiere zur Linguistik* 50/1, S. 23–50.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. 3 Bde. Berlin/New York: de Gruyter (= *Schriften des IDS* 7). [IDS-Grammatik].
- Zifonun, Gisela (2003): Deutsch im Spiegel europäischer Sprachen. In: Stickel, Gerhard (Hg.) (2003): *Deutsch von außen*. Berlin/New York: de Gruyter. (= *Jahrbuch 2002 des Instituts für Deutsche Sprache*). S. 15–33.
- Zifonun, Gisela (2007): Possessivum. In: Hoffmann, Ludger (Hg.) (2007): *Handbuch der deutschen Wortarten*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 601–627.